



Gespräch Nr.

8

Anna Bikont

My z Jedwabnego

[Wir aus Jedwabne]

Moderation: Joanna Czudec

Freitag, 25. Oktober 2013, 19:00 Uhr

buch|bund, Deutsch-polnische Buchhandlung

Das Buch:

1941 kam es in dem von deutschen Truppen besetzten Polen, in Jedwabne, zu einem Pogrom an der jüdischen Bevölkerung durch polnische Nachbarn. Jahrzehntlang ging man davon aus, dass die deutschen Besatzer für das Pogrom verantwortlich waren. Die Aufdeckung der Wahrheit über Jedwabne führte 60 Jahre später zu einer der wichtigsten historischen Debatten in Polen nach 1989. Anna Bikonts Buch *Wir aus Jedwabne*, oft als wahrhaftige "Büchse der Pandora" bezeichnet, ist eine sehr persönliche Aufzeichnung eines mühseligen Vordringens zur Wahrheit, der Wahrheit über die Ereignisse einiger Julitage im Jahr 1941 und aller ihrer Konsequenzen. Vor allem aber der

Wahrheit über die Menschen, die die Autorin in Polen, Israel, den USA, Südamerika fand. Unter ihnen sind knapp entronnene Opfer, Mörder, Augenzeugen, einige wenige "Gerechte unter den Völkern" und die zweite durch dieses Verbrechen gezeichnete Generation, die Kinder von Opfern und Mördern, die, die schon immer von dem Verbrechen wussten und ihr Schweigen nicht brechen wollten, und die, die der Wahrheit mutig ins Auge sahen, auch wenn diese Wahrheit bedeutet, dass sie in ihrem eigenen Vater einen Mörder sehen müssen. Vier Jahre lang sammelte Bikont unermüdlich Material in Bibliotheken und Archiven, legte hunderte von Kilometern zurück und sprach mit unzähligen Menschen, bis dieses Buch entstand.

Die Autorin:

Aнна **B**ikont, geb. 1954 — Psychologin, Reporterin und Schriftstellerin. Bikont ist eine der Mitbegründerinnen des „Tygodnik Mazowsze“, einer Untergrundzeitschrift der Solidarność, die sie vom ersten Erscheinen 1982 bis zur Einstellung 1989 leitete, und der „Gazeta Wyborcza“, bei der sie bis heute tätig ist. Zuletzt erschien von ihr eine Biographie von Wisława Szymborska. Die französische Ausgabe von *Wir aus Jedwabne* [1. poln. Aufl. 2004, 2. Aufl. 2012] wurde 2011 mit dem European Book Prize ausgezeichnet.

(Quelle: www.czarne.com.pl)

Anna Bikont

My z Jedwabnego

[Wir aus Jedwabne]

2. überarbeitete Auflage

Czarne-Verlag, Wołowiec 2012

www.czarne.com.pl

Textauszüge

Aus dem Polnischen von Lisa Palmes

28. August 2000

„Dass die Juden in Jedwabne von Polen ermordet worden sind, ist eine Lüge“, erklärt Tadeusz Ś., ein Arzt aus Warschau im Ruhestand und Augenzeuge der Ereignisse vom 10. Juli 1941.

Adam Michnik, mein Vorgesetzter und der Chefredakteur der „Gazeta Wyborcza“, empfängt Tadeusz Ś. in seinem Büro. Als Adam mir mitteilte, dass den Worten von Tadeusz Ś. zufolge, den ihm ein Freund empfohlen hatte, das Verbrechen von Jedwabne nicht den Polen anzulasten sei, schwangen in seiner Stimme Erregung und Erleichterung zugleich mit. Ich weiß, dass er die von Jan Tomasz Gross in *Sqsiedzi* [Nachbarn] enthüllten Tatsachen einfach nicht fassen konnte. Darüber hatten wir viele Male gesprochen.

„Wie viele Deutsche haben Sie bei der Scheune gesehen?“, fragt Adam.

„Drei. Die Deutschen sind ordnungsliebend, deshalb haben sie den Hausherrn zum Aufschließen holen lassen, obwohl sie das Tor auch hätten eintreten können.“

„Und das alles haben nur drei Deutsche getan?
Waren auch Polen bei dem Verbrechen dabei?“

„Nein, kein einziger.“

Zum Schluss merkt Ś. noch an:

„Bitte erwähnen Sie nicht meinen Namen; ich will nicht, dass mir vor meinem Haus die jüdischen Habichte auflauern.“

1. September 2000

Als ich Michnik in der Redaktion der „Gazeta“ auf dem Flur begegne, sagt er, das Gespräch mit Tadeusz Ś. lasse ihm keine Ruhe. Er schlägt vor, ich könne ausgehend von diesem Gespräch eine Erzählung schreiben, deren Handlung in der Kleinstadt Jedwabne zur Zeit des 2. Weltkriegs spiele. Aber Erzählungen kann ich nicht schreiben. Ich beschließe, bei der „Gazeta“ Urlaub zu nehmen. Es muss in diesem Städtchen doch eine Erinnerung an das Verbrechen geben, es müssen noch Zeugen am Leben sein. Ich versuche, die Tatsachen zu rekonstruieren, aber auch nachzuverfolgen, was mit der Erinnerung an diese Ereignisse in den darauffolgenden sechzig Jahren geschehen ist.

20. November 2010

In der Redaktion sagen sie mir, es habe jemand angerufen, der über Radziłów sprechen wolle. Ich rufe zurück. Jan Skrodzki wohnt in Danzig, kommt aber ursprünglich aus Radziłów. Am 7. Juli 1941 hat er an einem Fenster seines Elternhauses hinter der Gardine gestanden und beobachtet, wie die Juden zur Verbrennung getrieben wurden.

22. Dezember 2000

Die Arbeit an meinem Buch will ich bei dem achtzehn Kilometer von Jedwabne entfernten Radziłów beginnen, wo drei Tage vor dem Verbrechen von Jedwabne ebenfalls die gesamte jüdische Bevölkerung in einer Scheune verbrannt worden ist. Bevor es um dieses Verbrechen ebenso laut wird wie um Jedwabne, wird es leichter für mich sein, mit den Menschen dort zu sprechen.

Zunächst fahre ich zu Marianna Ramotowska, geborene Finkelsztejn, aus Dziwięcin bei Radziłów, gerettet von Stanisław Ramotowski. Ich gelange zu einer hölzernen Hütte, die sich an das Ufer eines Baches duckt. Ramotowski

verkündet noch auf der Türschwelle, er werde nicht reden.

Drinne ist es empfindlich kalt. Ramotowskis Ehefrau sitzt in mehrere Pullover eingemummt da. Sie ist klein, schwächlich, trägt dicke Brillengläser. Zum Reden ist sie noch weniger aufgelegt als ihr Mann. Sie hört schlecht, kann nicht gehen. Ihr Mann macht mir den Tee. Wir fangen an, uns zu unterhalten, doch er weicht mir immer wieder aus.

„Die Polen waren es, die die Juden gejagt haben. Selbst wenn ich wüsste, wer es war, würde ich es nicht sagen. Ich darf nicht reden. Wir wollen hier leben.“

Oder:

„Ich werde Ihnen nicht sagen, wie ich es angestellt habe, zu Kriegszeiten von einem Priester mit einer Jüdin getraut zu werden. Und wenn Sie mich hinter einem Pferd herschleifen lassen, ich werd's Ihnen nicht sagen, das sind religiöse Dinge.“

„Sag nichts, Stasinku, Gott bewahre“, bittet seine Frau, die seine Hand hält.

~ ~ ~

Kapitel 2

Ich wollte ihr das Leben retten, die Liebe kam später, oder Die Geschichte von Rachela Finkelsztejn und Stanisław Ramotowski

„In meinem Kramarzewo“, erzählte mir Ramotowski, „lebten die Menschen ruhig, es gab keine Räuber, keiner ging los, Juden umzubringen. Bis ich eines Tages einen Bekannten treffe, Malinowski aus Czerwonki, der mir sagt, dass die Leute aus den umliegenden Dörfern nach Radziłów wollen, um dieselbe Arbeit zu machen wie vorher in Wąsosz. Und was haben sie in Wąsosz gemacht? Da sind Bauern mit ihren Pferdewagen bei den jüdischen Häusern vorgefahren und haben Männer, Frauen, Kinder mit Äxten erschlagen. Die Verletzten und Toten haben sie auf die Wagen geladen und aus der Stadt gekarrt. Auf den Straßen war alles voller Blut. Ich bin sofort losgerannt, um die Finkelsztejns zu warnen.“

Die Finkelsztejns hatten in Dziewięcin, also gleich neben Kramarzewo, eine Mühle; ihr Obstgarten grenzte an die Wiese der Ramotowskis. Die Müllerstochter – Rachela – gefiel Ramotowski schon seit Langem.

„Sie war zierlich, Zöpfe hatte sie zwei und die Brille trug sie schon seit der Kindheit“, sagte er und blickte seine Frau zärtlich und stolz an.

Noch sechzig Jahre nachdem Rachelas wohlwollender Blick auf ihn fiel, ist der hochgewachsene blonde Ramotowski mit seinem klaren Profil und den stets lachenden, großen blauen Augen eine beeindruckende Gestalt. Und Rachel? Ich sehe mir ein altes Foto von ihr an: Typ unauffällige, magere, fleißige Brillenschlange.

„Ich habe den Finkelsztejns versprochen“, erzählte er weiter von den Ereignissen des 7. Juli 1941, „hinzufahren und nachzusehen, was im Städtchen los sei. Sie hatten die Juden aus ihren Häusern auf den Marktplatz gezerzt. Ich habe kleine Kinder gesehen; sie hatten sich aneinandergeschmiegt und hielten die Köpfe gesenkt. Die Verbrennung in der Scheune habe ich nicht gesehen, weil ich schnell zurück wollte und die Finkelsztejns sicher verstecken, aber ein bisschen habe ich mitbekommen. Die Polen passten auf den Straßen auf, dass die Juden nicht flohen. Die jüdischen Wohnungen wurden schon geplündert, als die Juden noch auf dem

Weg zur Scheune waren.“

„Haben Sie Deutsche gesehen?“

„Einen Gendarmen. Er stand auf dem Balkon und fotografierte. Die Deutschen haben weder in Wąsosz, noch in Radziłów, noch in Jedwabne beim Morden mitgemacht. Die Polen waren es, die die Juden zusammengetrieben und gejagt haben. Und danach sind sie gleich durch die Häuser gerannt, um zu plündern. Hatten die ihr Gewissen verloren? Da spielte das ganze Volk verrückt, ging in die Wohnungen, riss die Federbetten auf, dass die Federn nur so flogen, der Wind trieb sie vor sich her, und die Leute nahmen ihre Bündel auf den Rücken und rannten nach Hause, um gleich darauf mit einem leeren Sack wiederzukommen.“

„Männer?“

„Zum überwiegenden Teil, aber Frauen habe ich auch gesehen, nur weniger.“

„Und Kinder?“

„Die Kinder, die was tragen konnten, haben es gerne mitgenommen. Eine ganze Menge Menschen war dabei, nur wo Gott war, das weiß ich nicht.“

„Wo haben Sie die Finkelsztejns versteckt?“

„Im Roggen. Später habe ich bei meiner Mutter zwischen Ofen und Wand mit Brettern ein Versteck für Rachela gebaut, und nicht weit entfernt ein zweites Versteck für ihre Familie: ihre Mutter Sara, ihren Bruder Szabs, ihre Schwester Matilda und deren zwei Kinder: Icchak mit dem lahmen Bein und den kleineren Hewel. Meine Mutter hat den Nachbarn nichts gesagt, aber sie ist zu Mazurek gegangen, um sich Rat zu holen – er war ihr Freund, ein Heilkundiger und in der Stadt sehr geachtet. Er hatte die Idee, dass Marysia – damals noch Rachela – getauft werden und wir beide heiraten sollten. Mazurek war ungemein religiös, man kann fast sagen, frömmlicherisch, und wollte Rachela zum christlichen Glauben bringen. Er hat argumentiert, dass sie uns in Ruhe lassen würden, wenn sie getauft wäre. 'Du heiratest sie', hat er gesagt, 'und dann wird sie auf dich eingetragen.'“

Kramarzewo gehörte zum Pfarrbezirk Wąsosz, und dorthin wollten sie zur Taufe und Hochzeit fahren.

Er: „Ich bin zum Pfarrhaus gegangen, da war eine große Bank, darauf standen fünf Bleche

und auf jedem eine Gans zum Braten. Der Pfarrer hat mich gefragt: 'Wie willst du mich bezahlen, jetzt ist doch alles Bargeld nichts wert?'. Und ich: 'Wir haben nichts, Herr Pfarrer.' Er darauf: 'Es können auch Ringe sein oder Ohrringe, aber nur goldene.' Ich habe ihm gesagt, dass das Haus der Finkelsztejns in Dziwięcin völlig ausgeplündert war, dass dort nichts mehr war außer den leeren Fensterhöhlen. Und der Pfarrer: 'Ich gebe dir mal ein Beispiel. Bei uns hier gab es einen armen Juden namens Chaim, der zog immer mit einem Sack durch die Gegend, aber als sie ihm dann die Sense an den Hals gehalten haben...' – hier hat er eine Handbewegung gemacht – 'da stellte sich heraus, dass er doch Dollar hatte, und Gold.' Ich habe gezittert, die Hitze ist mir richtig in den Kopf gestiegen.

Er hat gesagt, ich solle in der Diele warten; danach hat er mich nicht mehr hereingebeten, sondern mir nur einen Zettel gegeben, mit dem sollte ich nach Radziłów fahren und dort heiraten. Auf dem Wagen habe ich den Zettel auseinandergefaltet, und darauf stand, die Trauung solle um keinen Preis vollzogen werden.

Ich habe den Zettel zusammengeknüllt und weggeworfen.

Ich bin nach Radziłów gefahren, ich musste so schnell wie möglich mit Pfarrer Dołęgowski reden, bevor der sich mit dem Pfarrer aus Wąsosz absprach. Er saß gerade bei seinem Nachbarn beim Kartenspiel. Das war die Güte in Person, wollte nur im Vorhinein sechs Meter Roggen. Ich habe gesagt, dass die Deutschen für die Ausstellung von Papieren weniger nähmen, zum Schluss ist er auf drei runtergegangen.“

„Ich wusste selbst nicht“, erzählte Ramotowski weiter, „auf was ich mich mit dieser Heirat einließ. Ich habe mich an der Nase herumführen lassen, ansonsten war ich nicht auf den Kopf gefallen, aber da habe ich auf Dümmere gehört. Wir wurden denunziert, das von der Hochzeit machte die Runde, und dann suchte man auch nach mir. Es gab einen Spion, der hat Marysias Familie dem Tod ausgeliefert. Sie haben sie alle mitgenommen, nur Marysia konnte ich vor den Gendarmen retten. Das war eine Fügung des Schicksal, sie sollte leben, dafür war jetzt ich an der Reihe.“

Ich fragte, wie viele Menschen ihnen geholfen,

wie viele von ihnen gewusst hätten.

Er: „Am Anfang wussten es in Kramarzewo vier Familien. Sie haben uns nicht geholfen, aber sie wussten es. Als dann Marysias Familie mitgenommen worden war, haben wir uns noch besser versteckt, denn ich glaubte schon keinem mehr. Der Teufel konnte in jeden fahren. Gute Bekannte aus Vorkriegszeiten haben uns aufgenommen, die Laskowskis aus Kramarzewo und die Karpińskis aus Czerwonki. In Konopki hatte ich eine Tante, als wir ankamen, hieß es noch, meine Goldkinder, mein Herzensjunge, aber dann hat sie uns schon in der ersten Nacht gesagt, wir sollten unsere Sachen nehmen und gehen; sie hielt ihre eigene Angst nicht aus, hat uns nicht mal ein Stückchen Brot mit auf den Weg gegeben. Ein anderer Onkel hätte uns wohl aufgenommen, aber sein Sohn war Ortsvorsteher in dem Dorf und hat fürchterlich geschimpft. Am Tag habe ich Geld verdient, habe bei Bekannten, die Bauern waren, auf dem Feld gearbeitet, und abends habe ich Marysia Essen gebracht.“

Sie: „Wie viele Male mussten wir im Wald schlafen, in Hohlwegen, in Bunkern, mit den Ratten zur Gesellschaft.“

Gleich nach dem Krieg zogen sie in die Ruine ein, die einmal das Haus der Finkelsztejns gewesen war. Sie bauten die Mühle wieder auf. Er war der Müller, sie führte die Buchhaltung.

„Das muss man sagen, sie ließen einen wieder auf die Beine kommen.“ – Ramotowska nickte anerkennend mit dem Kopf. Ich dachte, sie meine die kommunistische Regierung, die ihnen die Mühle hätte wegnehmen können – aber nein, sie meinte die Nachbarn.

Ich fragte, ob in der Stadt nach dem Krieg von dem Verbrechen gesprochen worden sei.

Er: „Nur im Stillen oder betrunken. Einmal ist der Pfarrer zum Weihnachtsbesuch zu uns gekommen, er war so dick, dass wir ihn kaum aus dem Schlitten herausbekamen. Ich habe ihn gefragt: 'Stört es Sie nicht, Herr Pfarrer, wenn ein Mörder in dem Pelzmantel von einem Juden zur Kirche kommt?', denn jeder wusste, dass Dziekoński den Pelzmantel von Szlapak trug. Er hat nicht geantwortet. Meine Marysia hat mich ganz erschrocken am Ärmel gezupft.“

Ich fragte, ob irgendjemand aus Mariannas weiterer Familie überlebt habe.

Sie: „Sie sind alle in Treblinka umgekommen.“

Nur ein Schwager hat überlebt. Nach dem Krieg fand er sich in Schweden wieder; er hat mir von dort aus geschrieben, fragte, ob Frau und Kinder lebten. Ich habe ihm nicht geantwortet.“

„Warum nicht?“

Sie: „Ich wollte nicht und es ging auch nicht. Den Vater und den Sohn der jüdischen Familie Dorogoj haben sie kurz nach dem Krieg umgebracht. Kosmaczewski und sein Bruder haben sie hinterhältig zu sich gerufen, um zur Versöhnung einen halben Liter mit ihnen zu trinken, und haben sie dann in der Diele mit Beilen erschlagen. Damit es keine Zeugen gab. Wir lebten in Angst und sie haben uns bestohlen, das kam verschiedene Male vor.“

Er: „Ungefähr zwei Jahre nach dem Krieg wollte Marysia die Eichenholzkredenz ihrer Familie zurückkaufen. Sie stand in Rydzewo, bei Chrostowski, der sogar Bäume aus dem Garten der Finkelsztejns ausgegraben und mit zu sich genommen hatte. Und das hat irgendwem nicht gefallen.“

Sie: „Jemand hat einen Zettel mit einem Todesurteil an unsere Tür gehängt. Dafür, dass ich für meine eigene Kredenz zahlen wollte. Ich

hätte für das Geld eine bessere haben können, aber das war ein Erinnerungsstück an meine Familie. Dunkles Holz, dreiteilig, an den Seiten kleine Türen, in der Mitte zwei Fächer.“

Er: „Damals haben die alten Kollegen von der Heimatarmee das Urteil abgewendet. Irgendwie haben wir überlebt. Aber der Druck war die ganze Zeit da.“

„Haben Sie die Kredenz denn später wiederbekommen?“

„Ach, woher denn, außerdem wollte ich sie später gar nicht mehr.“

Kurz nachdem der Zettel an ihre Tür gehängt wurde, hatte Marianna eine Fehlgeburt. Danach konnte sie keine Kinder mehr bekommen.

Ich fragte Herrn Stanisław, ob man ihm die jüdische Ehefrau übelgenommen habe.

„Das kann man so nicht sagen, sie wurde überall geschätzt.“

Frau Marianna nickte zustimmend mit dem Kopf.

„Ich wurde geschätzt, weil ich mich taufen lassen habe, und die Leute haben mich begrüßt, wenn ich vorbeikam.“

Er: „Einmal hat der Tischler Wiśniewski, ein

Mörder, im Wirtshaus an der Theke Bier getrunken. Er hat mich von der Seite angeredet, meine Frau sei Jüdin und so weiter. Ich habe meine Ärmel hochgekremgelt: 'Hast du noch nicht genug von ihnen umgebracht?', und auf die Fresse.“

Ich fragte Marianna Ramotowska, ob es nach dem Krieg vorgekommen sei, dass jemand auf sie zukam und sagte: 'Ich schäme mich für das, was die Polen getan haben.'“

„Nein, aber schlecht waren sie auch nicht zu uns, denn sie wussten, dass wir sie nicht verklagen würden. Im Gegenteil, wenn es in verschiedenen Fällen einen Verdacht gegen jemanden gab, haben wir zu dessen Gunsten ausgesagt. Ich habe im Fall von einem ausgesagt, der kam später, kniete vor mir nieder, umarmte meine Beine und küsste sie“, fügte sie weinend hinzu. Schließlich verriet sie mir, dass dieser Jemand Leon Kosmaczewski war.

„Kosmaczewski gilt als einer der schlimmsten Mörder. Wussten Sie, was alle diese Menschen getan haben?“

„Von Kosmaczewski wusste das jeder. Wir haben jedem Mörder geholfen, sonst hätten wir

nicht überlebt.“

Er: „Wir lebten hier wie die Spatzen auf dem nackten Ast. Deswegen gab es auch keine Verurteilungen für die Judenverbrennung, weil wir sie schützen mussten.“

Ramotowski erwähnte bei unseren zahlreichen Gesprächen immer weitere Mörder.

„Aleksander Godlewski, ach, der war ein Mörder, ist aber nicht verurteilt worden. Wenn ich durch Radziłów gegangen bin, nahm er die Beine in die Hand. Einmal sagte ich zu ihm: 'Komm, trinken wir einen zusammen, was weichst du mir aus?'. Er war so erleichtert, wollte mich auf keinen Fall selbst zahlen lassen. Die Mörder hatten später selber keinen leichten Tod. Ein Bekannter, der im Krankenhaus neben Felek Mordasiewicz lag, hat erzählt, dass der die Juden, die er ermordet hatte, beim Namen gerufen hat. Der Tod nahte und alles zog wieder an seinem inneren Auge vorbei. Seine Familie hat ihm den Mund zugehalten, aber er hat geschrien: 'Hier ist alles voll von ihnen, sie sollen raus.'“

„Als der Krieg vorbei war“, sprach er weiter, „habe ich zu meiner Frau gesagt: 'Und jetzt,

mein Engel, bist du frei, du kannst gehen, wohin du willst.' Und sie darauf, dass sie nirgendwohin gehen will. 'Gut', sage ich, 'wenn das so ist, werden wir von jetzt an immer zusammen sein.' Und so ist es dann geblieben.“

Die nächsten sechzig Jahre waren sie nicht einen Augenblick getrennt. Als ich sie das erste Mal sah, wirkten sie so, als posierten sie für ein Foto. Er saß neben ihr und hielt ihre Hand. Später fiel mir auf, dass sie den Großteil des Tages so verbrachten.

„Stasinku“, rief die fast blinde Frau Marianka, wenn er sich für einen Moment entfernte.

„Ich komme schon, Marysiu“, antwortete er ohne Ungeduld.

„Haben Sie nie daran gedacht, Polen zu verlassen?“, fragte ich.

Er: „Ich wollte nach Amerika, ihre Cousins haben uns eingeladen, aber Marysia wollte um keinen Preis. Ich habe immer wieder auf sie eingeredet: 'Nun komm schon, Kind, lassen wir das doch alles hinter uns.'“

Sie: „Ich fühlte mich verbunden mit dem Land meiner Familie, meine Vorfahren lebten seit drei Jahrhunderten hier.“

Er: „Sie hatte Angst, dass mir da drüben andere Frauen gefallen könnten. Aber ich hätte sie doch sowieso nicht verlassen, nur ab und zu mal. Ich hatte Erfolg bei Frauen, aber ich mochte meine gern und war kein besonders Schlimmer. Wenn ich manchmal spät kam, habe ich sie geküsst und war lieb zu ihr, und dann ist es vorbeigegangen. In Radziłów gibt es keine zweite wie sie und wird es auch nie geben. Die anderen konnten ihr nicht das Wasser reichen.“

8. August 2001

Ein Gespräch mit Stanisław Ramotowski. Es ging ihm immer schlechter und die Ärztin hatte sich entschieden, ihm zu sagen, dass er inoperablen Lungenkrebs hatte. Er reagierte, in seiner üblichen Manier, mit Protest.

„Wie kann das sein? Jetzt ist es vorbei, und keinen Moment länger als vom Herrgott bemessen?“

20. August 2001

Ramotowski kann immer schlechter Luft holen, er braucht ein Sauerstoffgerät.

„Wie es Gott bemessen hat, so kommt es. Es

fällt mir nur schwer, die Frau so allein zurückzulassen.“

30. August 2001

Ramotowski bittet mich, ihm eine Pfanne und einen Topf ins Pflegeheim zu bringen, wo er jetzt mit Frau Marianka wohnt.

„Sie ernähren uns hier gut, aber ich will mir in der Pfanne Rührei braten und in dem Topf eine Rinderbrühe machen. Denn wer wird mir schon im Jenseits Rührei machen?“

Obwohl ihn das Sprechen schmerzt, redet er lange – von dem jüdischen Mädchen, das ihm früher einmal gefiel, noch vor Rachela.

„Sie war aus Wąsosz. Ihre Familie, die Skroblackis, hatte ein Stoffgeschäft, ich fuhr mit dem Fahrrad bis ganz dahin. Ich verabredete mich mit ihr auf der kleinen Brücke, nahm sie mit auf Spazierfahrten, sie saß auf der Stange. Einmal hat sie mich mit ins Geschäft genommen, und ehe ich's mich versehe, schneidet sie von einem Ballen ein Stück Anzugstoff für mich ab, denn meiner war an den Ärmeln ganz verschlissen. Ihr Vater, Wolf Skroblacki, war dabei und protestierte nicht. Es war im Sommer

1941, als ich sie wiedersah. Ich fuhr gerade mit meinem Fahrrad nach Szczuczyn, und sie war auf dem Weg nach Wąsosz. Sie hat gesagt, ihre Eltern seien von Polen mit Äxten ermordet worden, als sie in Szczuczyn war, und jetzt gehe sie zurück nach Hause, damit sie sie auch erschlagen würden, denn ohne ihre Eltern wolle sie nicht weiterleben. Ich versuchte sie aufzuhalten, redete auf sie ein: 'Ich verstecke schon eine bei mir, da kann ich auch zwei verstecken, zu zweit wird es euch leichter.' Doch sie blieb dabei, nein und nochmals nein. Und so haben wir uns getrennt. Vor dem Krieg gefiel mir meine Marysia, aber die andere gefiel mir noch besser.“

Ich fragte ihn nach dem Namen dieses Mädchens.

„Und das ist das Schlimmste. Ich bereue es jeden Tag, dass ich sie nicht gerettet habe, nachts schlafe ich kaum, aber ich kann und kann mich nicht an ihren Namen erinnern.“

Die zweite Geschichte handelt davon, dass er und seine Frau in den ersten Jahren nach dem Krieg kosher gelebt und den Sabbat gefeiert hätten.

„Es gab getrennte Gefäße für Milch und Fleisch, Marysia hat mir das erklärt, und ich habe gern dabei mitgemacht. Bei uns war der Freitag anders als bei allen anderen. Wir stellten brennende Kerzen auf den Tisch, zogen hübsche Kleider an. Samstags arbeiteten wir nicht. Später hat sie dann weniger darauf geachtet, nahm eine Haushaltshilfe an, und dann ging das so nicht mehr. Zu Hause rührte sie kein Schweinefleisch an, aber wenn wir woanders zu Gast waren, achtete sie darauf, dass es niemand bemerkte, wenn sie nichts davon nahm.“

Ich hatte ihn in dem Jahr schon an die hundert Mal gesehen und dachte, er hätte mir alles gesagt. Warum erzählte er mir gerade diese Geschichte erst jetzt, wo er wusste, dass er sterben würde?

„Hat ihre Frau Sie schwören lassen, dass Sie das niemandem erzählen?“, frage ich. Ramotowski lächelt und ich weiß, dass ich richtig geraten habe.

~ ~ ~

Übersetzungsanfragen:

Lisa Palmes

palmes@lisapalmes.de

Lizenzanfragen:

Magda Dębowska

debowska@polishrights.com

Gespräch mit Anna Bikont
Moderation: Joanna Czudec
Freitag, 25. Oktober 2013, 19:00 Uhr
Buchbund, Deutsch-polnische Buchhandlung
Sanderstraße 8, 12047 Berlin
www.buchbund.de
Tel: (030) 61671220
www.lisapalmes.de
Tel: (030) 45090229

Die Veranstaltungsreihe wird organisiert von



buch | bund
Deutsch | Polnische Buchhandlung



Mit freundlicher Unterstützung von



FUNDACJA WSPÓŁPRACY
POLSKO-NIEMIECKIEJ
STIFTUNG
FÜR DEUTSCH-POLNISCHE
ZUSAMMENARBEIT



DIESE VERANSTALTUNG
WURDE GEFÖRDERT
VOM POLNISCHEN
BUCHINSTITUT

BOOK INSTITUTE



© POLAND

Medienpartner:

ostpol  Das Osteuropamagazin